



Bild: ©INSERM-Patrice Latron

«WIR MÜSSEN FRAUEN IN DEN WISSENSCHAFTEN SICHTBAR MACHEN»

Susan Gasser leitete während 15 Jahren das Friedrich Miescher Institute for Biomedical Research in Basel (FMI), das dieses Jahr sein 50-jähriges Bestehen feiert. Im Interview erzählt sie, warum sie als Frau selten Probleme hatte, in der Wissenschaft vorwärts zu kommen - und warum sie trotzdem von einer Gegnerin zu einer Befürworterin von Quoten wurde.

Interview von Astrid Tomczak

Susan Gasser, im November ehrt Sie das FMI mit einem Symposium. Was bedeutet Ihnen das?

Es gibt mir die Möglichkeit, allen zu danken, die mich beeinflusst und gestützt haben – in wissenschaftlicher Hinsicht, aber auch in Bezug auf Führungsqualitäten. Wir feiern einen langen Weg zusammen, und das will ich würdigen. Dieses Podium ist zwar zu meinen Ehren, aber eigentlich bin ich nur eine Person unter vielen: Was ich erreicht habe, haben andere ermöglicht.

Welche Meilensteine gab es in dieser «wunderschönen letzten Etappe» Ihrer beruflichen Laufbahn als Direktorin des FMI?

Erstens: Mir war gar nicht bewusst, welches wissenschaftliche Niveau wir mit dem Institut erreicht hatten. Vor ein paar Jahren sagte mir anlässlich eines Bewerbungsverfahrens jemand, dass das FMI eines der besten biomedizinischen Institute Europas sei. Das zu hören war grossartig – und gleichzeitig ein grosser Antrieb: Man muss diesem Ruf gerecht werden.

Zweitens: Viele unserer besten Mitarbeitenden haben sehr generöse Angebote von Institutionen wie der ETH Zürich und dem Max-Planck-Institut bekommen – aber sie sind lieber bei uns am FMI geblieben. Das hat mich sehr gefreut.

Sie kamen im Frühjahr 1979 als 23-jährige Doktorandin aus den USA nach Basel. Woran erinnern Sie sich?

Ich wurde sehr menschlich behandelt (lacht). In den USA war das damals ganz anders: als Studierende musste man sehr viel arbeiten und wurde dafür kaum bezahlt. Es war für mich wunderschön, als Doktorandin entlohnte Mitarbeiterin und nicht Sklav*in zu sein. Man wurde ernst genommen. Die guten Rahmenbedingungen waren für mich ein Ansporn, noch besser und härter zu arbeiten.

Wurden Sie gefördert?

Ich hatte mit Gottfried Schatz einen fantastischen Doktorvater. Er hatte 15 Jahre in den USA gelehrt und geforscht und von dort die Kultur der flachen Hierarchie nach Basel mitgebracht. Im Labor wurde nur Englisch gesprochen – nicht nur, weil Englisch die Sprache der Wissenschaft ist. Es hat ihm gefallen, dass es in der englischen Sprache keine Höflichkeitsform gibt. Gleichzeitig war er aber auch eine Respektsperson, sehr imponierend. Das lag aber nicht an seinem Titel, sondern an seiner Person.

«Es spielt keine Rolle, wieviele Frauen in einem Team sind, wichtig ist, dass sie für ihre Arbeit auf faire Weise geschätzt werden.»

Mussten Sie sich als Frau besonders behaupten?

Für mich war es eine Selbstverständlichkeit, eine akademische Karriere anzustreben, also dachte ich gar nicht darüber nach. Ich habe lange Zeit kaum bemerkt, dass ich die einzige Frau im Labor war.

Natürlich: Es gab Laborantinnen und die Sekretärin, aber ich arbeitete wissenschaftlich. Erst als ich mein Postdoc in Genf machte, fiel mir auf, dass es zwar Assistentinnen gab, aber keine Professorinnen.

Sie waren berufstätige Mutter. Wie ging das?

1986 bewarb ich mich für meine eigenes Labor in Lausanne und war noch nicht sichtbar schwanger. Als ich mich dann nochmals vorstellte, sagte mein künftiger Chef: Ich sehe, Sie haben jetzt andere Pläne. Ich antwortete: Nein, der Geburtstermin liegt im Mai, die Laborstelle beginnt im August. Daraufhin lachte er und verlor kein weiteres Wort darüber.

Wie konnten Sie Ihre Mutterschaft und Ihre Karriere unter einen Hut bringen?

Nach der Geburt unseres Sohnes teilten mein Mann und ich uns alles hälftig auf. Das ging, weil er an den Universitäten Lausanne und Neuenburg lehrte und nur zwei Tage Präsenzpflicht hatte. Und die Kinderkrippe war ausgezeichnet. Richtig schwierig wurde es, als unser Sohn in den Kindergarten kam! Es gab damals in ganz Lausanne keine Kindertagesstätten oder Mittagstische. Ich tat also etwas, was heute verrückt scheint: Wir haben durch unseren Sohn einen Brief an seine Kindergartenklasse verteilt: «Hallo, mein Name ist Marc, meine Eltern sind berufstätig. Kann ich vielleicht bei jemandem Mittag essen und den Nachmittag verbringen?» Es hat sich genau eine Mutter gemeldet: Eine Mathematiklehrerin mit sechs Kindern, das siebte war unterwegs. Sie sagte: Ein Teller mehr oder weniger spielt auch keine Rolle. Diese Familie war wunderbar: Mein Sohn hatte plötzlich vier ältere Brüder und kleinere Geschwister und lernte, was es heisst, aufeinander aufzupassen. Das dauerte rund zwei Jahre – und dann passierte das zweite Wunder: Ich fand in der Nachbarschaft eine Frau, die bereit war, gegen Bezahlung ihren Sekretärinnenjob aufzugeben, um sich um ihren Sohn – der bis dahin von einem au-Pair betreut wurde – und unseren Sohn zu kümmern. Sie war ein Engel.

Also hatten Sie auch Glück.

Ja, aber auch in beruflicher Hinsicht: Viele Männer unterstützten und respektierten mich. Das ist ganz wichtig: Es spielt keine Rolle, wieviele Frauen in einem Team sind, wichtig ist, dass sie für ihre Arbeit auf faire Weise geschätzt werden. Ich habe mich deshalb auch lange gegen Quoten gewehrt. Ich dachte: Quoten ersetzen den Respekt. Mittlerweile habe ich meine Meinung geändert. Als Chefin habe ich gesehen, dass es Meinungsmacher gibt, die unheimlich stark sein können, und zwar ohne rationale Begründung. Diese können das Betriebsklima gegen Frauen oder andere Minderheiten stark beeinflussen. Ich hatte gedacht, dass man in der Wissenschaft mit rationalen Argumenten überzeugen kann. Ich hatte mich getäuscht: Meinungen von Frauen werden oft negiert. Es geht nicht nur darum, was man sagt, sondern auch darum, wer in welcher Position es sagt. Also muss man Frauen in führende Positionen bringen. Ich denke nicht, dass Männer diesbezüglich in böser Absicht handeln. Aber ich habe lange gebraucht, um diesen «unconscious bias» zu erkennen.

Welche Rolle spielten weibliche Vorbilder für Sie?

Meine Grossmutter war Geschäftsführerin, meine Mutter Lehrerin, meine ältere Schwester Professorin. Ich war von diesen Vorbildern geprägt und habe deshalb nie hinterfragt, ob ich eine Karriere anstreben soll. Natürlich hatte ich auch wissenschaftliche Vorbilder, etwa die Biochemikerin Dorothy Hodgkin, die 1964 den Nobelpreis für Chemie bekam. Dazu muss man sagen: In meinen For-



Bild: Zvg. von Susan Gasser

schungsgebieten, den Replikationen der DNS und den Telomeren – gibt es international sehr viele Frauen. Die beiden einzigen Nobelpreise, die je in diesen Gebieten vergeben wurden, gingen an Frauen. Es gab also viele Frauen, die ich kannte und bewunderte. So war es ziemlich einfach, von einer wissenschaftlichen Karriere zu träumen. Hinzu kommt, dass ich von Männern begleitet wurde, die an mich glaubten – Gottfried Schatz, Ulrich Laemmlli und Bernhard Hirt, unter anderen. Vielleicht bin ich damit in der Schweiz eher die Ausnahme. Deshalb hat es ziemlich lange gedauert, bis ich gemerkt habe, wie wichtig es ist, Frauen zu fördern. Es ist ja nicht so, dass Frauen bessere oder schlechtere Wissenschaftlerinnen sind. Aber wir müssen sie sichtbarer machen.

Woran liegt es denn, dass der Frauenanteil in den höchsten akademischen Stufen noch so klein ist?

Die Gesellschaft in der Schweiz ist sehr traditionell: Frauen wird vor allem in der Familie, in der Kultur und der Bildung eine wichtige Rolle zugeschrieben. Auch die akademische Welt ist sehr konservativ. An der ETH und EPFL ist der Frauenanteil unter den jüngeren Professuren mehr als 30%, aber je kleiner die Universitäten oder Institute sind, umso schwieriger ist es, die Traditionen zu ändern. Aber ehrlich gesagt: Ich weiss auch nicht genau, warum wir nach dem Studium so viele Frauen verlieren. Eine Möglichkeit, das zu ändern, ist das Förder-Instrument PRIMA, das ich als Präsidentin der Gleichstellungskommission des SNF initiiert habe. Dieses Stipendium gibt jungen Forscherinnen die Möglichkeit, sich nach Studienabschluss während fünf Jahren auf eine Professur vorzubereiten. Das ist ein sehr gutes Instrument, um hervorragende Wissenschaftlerinnen zu fördern, insbesondere, wenn sie in dieser entscheidenden Zeit kleine Kinder haben.

Welche Tipps geben Sie jungen Frauen, die in Ihre Fussstapfen treten wollen?

Erstens: Möglichst schnell das Studium und das Doktorat abzuschliessen. Zweitens: Ihren Doktorvater, ihre Doktormutter sehr vorsichtig wählen. Es muss jemand sein, der sie wirklich unterstützt. Drittens: «Marry the right person» (lacht). Wenn eine Frau eine Familie gründen möchte, muss sie einen Partner/eine Partnerin wählen, die verstehen, dass sie ernsthaft eine Karriere anstrebt. Wenn

man nebst der Wissenschaft noch gesellschaftliche oder persönliche Hürden überwinden muss, wird's zu viel. Mein Mann war da fantastisch – und ist es immer noch. Viertens: Tu das, was du gerne tust – und du wirst Erfolg haben. Mein Ziel war nicht, eine Professur zu haben oder ein Institut zu leiten. Wir arbeiten nicht für einen Titel, sondern weil wir die Forschung selbst lieben. Und schliesslich: Versuch immer, was Neues zu lernen. Damit belohnst du dich selber.

Damit betonen Sie die «Gender equality», die als eines der 17 Nachhaltigkeitsziele der UNO definiert ist. Welches dieser Ziele ist Ihnen ausserdem noch wichtig?

Ich würde sagen Ziel 9: «Eine widerstandsfähige Infrastruktur aufbauen, breitenwirksame und nachhaltige Industrialisierung fördern und Innovationen unterstützen.» Im ETH-Rat setze ich mich sehr mit dem Thema alternative Energie auseinander. Wir haben Alternativen zu fossilen Energieträgern, aber es ist schwierig, diese Energie zu speichern. Wir brauchen also technische Lösungen. Trotz der Corona-Krise ist es illusorisch, dass unsere Gesellschaft weniger Auto fährt, oder auf Langstreckenflüge verzichtet. Ich möchte ein grossangelegtes Programm für anwendungsorientierte Lösungen für Probleme, die aus dem Klimawandel entstehen. Wir müssen die Kreislaufwirtschaft etablieren.

Es gibt doch schon diesbezügliche Initiativen – beispielsweise startups.

Ja, aber zu wenig. Wir geben viel für «blue sky research» aus, und diese liegt mir sehr am Herzen. Aber wir brauchen jetzt anwendungsorientierte Forschung, um nachhaltige Ideen zur Anwendungsreife zu bringen. Die Schweiz hat viele fantastische Ingenieurinnen und Ingenieure und Forschende, aber sie sind nicht zweckmässig finanziert. Mit zwei der grössten Technologiezentren weltweit und mehreren vom Bund finanzierten Instituten, könnte die Schweiz der Welt zeigen, was möglich ist.

Das ist ein politischer Entscheid.

Ja. Aber ich bin sicher, dass die Bevölkerung das mitträgt. Meistens sind die Schweizer doch sehr vernünftig – wenn das kein gutes Schlusswort ist (lacht).

Breit vernetzte Wissenschaftlerin

Susan Gasser studierte Biologie und Biophysik an der University of Chicago und promovierte an der Universität Basel in Biochemie. Ab 1986 war sie als Gruppenleiterin am Swiss Institute for Experimental Cancer Research (ISREC) der EPFL tätig, bis sie 2001 als ordentliche Professorin an die Universität Genf berufen wurde. Von November 2004 bis März 2019 war sie Direktorin des Friedrich Miescher Institute for Biomedical Research (FMI), wo sie noch heute ihre Forschungsgruppe leitet. Seit 2005 ist Susan Gasser ausserdem ordentliche Professorin für Molekularbiologie an der Universität Basel. Gasser ist Mitglied des ETH Rates, des Schweizerischen Wissenschaftsrates, und sitzt im wissenschaftlichen Beirat des Max-Planck-Instituts für biophysikalische Chemie, des Francis Crick Institute in London und des European Molecular Biology Laboratory (EMBL) in Heidelberg. Beim Schweizerischen Nationalfonds (SNF) präsidierte sie von 2014 bis Ende 2019 die Gleichstellungskommission.

Das FMI hat zu Ehren von Susan Gasser im Juni ein Symposium geplant – aufgrund der Corona-Pandemie musste dieses in den November verschoben werden.

Infos dazu gibt es hier:

<https://www.fmi.ch/gasser/>

50 Jahre im Dienst der biomedizinischen Forschung

Am 8. April 1970 wurde das Friedrich Miescher Institute for Biomedical Research von der Ciba AG und der J.R. Geigy AG (zwei von drei Gründungsfirmen von Novartis) gegründet. Das Institut wurde nach Friedrich Miescher benannt. Der Basler Biochemiker hatte 1869 die Nukleinsäuren entdeckt. Das FMI hat sich der Förderung der Grundlagenforschung auf den Gebieten der Biochemie und der Medizin sowie der Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchts verschrieben. Heute ist das in Basel ansässige Forschungsinstitut mit über 340 Mitarbeitenden weltweit führend auf den Gebieten der Neurobiologie, Epigenetik und quantitativen Biologie. Zum 50-Jahr-Jubiläum ist im September ein mehrtägiges Symposium geplant; die Website gibt zeitnah Auskunft darüber, ob und in welcher Form es durchgeführt wird.

<https://www.fmi.ch/anniversary/>